

Bilanz und Perspektiven

zur Tagung ‚Bildung: Standards und Evaluationen‘
von
Dietlind Fischer / Herbert Zwergel

1. Tagungsbegleitung als Form der Evaluation

Wenn viele kluge Leute zu einer Tagung zusammenkommen, um sich über ihre Arbeit zu informieren, sich in Auseinandersetzung mit gelösten und ungelösten Problemen zu verwickeln, sich wechselseitig anzuregen und ihr Fachwissen zu vertiefen, dann liegt der Zweck eben darin begründet. Jede und jeder sucht das aus einer Tagung herauszuholen bzw. hinein zu geben, was sie oder er selbst braucht. Die individuelle Verwertbarkeit ist das wichtigste Kriterium. Ist das genug?

Eine ‚Tagungsbeobachterin‘ macht nichts anderes als die Teilnehmenden. Sie hat nur zusätzlich die Chance, ihre subjektiven Beobachtungen, Eindrücke, Wahrnehmungen, Erfahrungen noch einmal zu ordnen, zu verdichten, zu strukturieren und öffentlich mitzuteilen, gewissermaßen als ‚kritische Freundin‘ der Veranstalter, die ein Feedback brauchen und wissen wollen, ob die Tagung ‚gut‘ war und warum.

Die Rolle der Tagungsbegleitung kann auch sehr schnell unangenehm werden: wenn sie sich als Zensor oder als Inspektor aufspielt, als Belehrer oder Besserwisser, der oder die schlussendlich alles zum Thema und zum Prozedere sagen kann, was noch gesagt werden muss, in dem wohligen Gefühl, das letzte Wort zu haben, weil keine Zeit mehr ist für Widerspruch. Wir wollen uns bemühen, dieser Versuchung nicht zu erliegen und uns auf wenige Aspekte zu konzentrieren, an denen Perspektiven für die weitere Forschungsarbeit deutlich werden.

2. Zum Thema: Schwierigkeiten der Verständigung

Es geht um Bildungsstandards, um religiöse Kompetenzen und darum, wie Bildungsprozesse und der Erwerb von Kompetenzen zu evaluieren sind. Die professionelle Fachdidaktik ist gefragt nach ihren Vorstellungen zur Modellierung von Lehr-Lern-Prozessen, in denen religiöse Kompetenz zu erwerben ist, nach der Dimensionierung des Konstrukts ‚religiöse Kompetenz‘ und danach, wie Anstrengungen zum Erwerb derselben zu evaluieren sein könnten.

Das Thema ist bildungspolitisch besetzt und aufgedrückt, bezieht sich auf Schule und Religionsunterricht in der Schule und die professionelle Fachdidaktik scheint sich nur zögerlich, widerwillig und recht verhalten darauf einlassen zu wollen. Warum dieses Sträuben?

Es könnte an der Sache liegen: Es geht primär um das *Lernen von Schülerinnen und Schülern* in der Institution Schule. Das liegt weit weg vom Ort der Hochschule, an dem es um Bildungsprozesse von Studierenden geht. Was diese für ihren späteren Beruf als Lehrer brauchen, das wird gegenwärtig (noch) nicht diskutiert. *Standards für Lehrkräfte* – das klingt nach Normierung und da traut sich zurzeit keiner so recht heran, obgleich diese mit der Modularisierung von Studiengängen unweigerlich auf die Tagesordnung kommen.

Über *Standards von Unterrichtsprozessen* wird gegenwärtig leider auch nicht gesprochen: Wie sehen optimierte Lernumgebungen aus, in denen Schülerinnen und Schüler sich die religiösen Kompetenzen aneignen können, die für sie wichtig sind? Welche Lernarrangements fördern oder behindern den Erwerb komplexer Kompetenzen, zu denen zweifellos auch religiöse Kompetenzen gehören?

Das Sträuben könnte auch an ungeschriebenen, heimlichen und deshalb umso wirksameren Regeln bzw. Standards der Fachkultur liegen. Vielleicht dieser Art: Wer sich

auf das unterrichtspraktische Handeln in der Schule einlässt, verwirrt die Bezugssysteme. Die stets ‚schmuddelige‘ und mehrdeutige Praxis verdirbt die saubere Theorie. Der Hang zur Praxis ist nicht Karriere fördernd in Hochschulen. Der angemessene wissenschaftliche Habitus ist der eines distanzierten Skeptikers, nicht der einer neugierigen Erfinderin von Problemlösungen. Erkenntnisgewinn erreicht man nur durch Askese, nicht durch praktische Experimente. Am Scheitern zu lernen ist religionspädagogisch angemessener als am Erfolg zu lernen. Die kabarettistische Zuspitzung solcher Haltungen ist beabsichtigt. Auch ein Zerrspiegel gibt Ausschnitte der Wirklichkeit wider.

3. Zum empirischen Defizit der Religionspädagogik

Den größten Anteil an der Unsicherheit bezüglich dessen, was Schülerinnen und Schüler in Sachen Religion als Ergebnis unterrichtlicher Impulse gelernt haben sollten, kommt sicher aus dem notorischen empirischen Defizit der Religionspädagogik. Die Erforschung des ‚Binnengeschehens‘ (Anton Bucher) des Religionsunterrichts ist ein weitgehend unbearbeitetes Feld. Das Defizit fachdidaktischer Forschung trifft auch andere Unterrichtsfächer in ähnlicher Weise. Empirische Forschung ist Sache der Sozialwissenschaften, der Psychologie, der Lerntheorie, dort wurden Methodologien qualitativer und quantitativer Analyse sozialer und psychologischer Phänomene entwickelt. Religion ist dagegen nicht bruchlos auf soziale, psychologische oder lerntheoretische Tatsachen zu reduzieren, aber was sind stattdessen fach- und gegenstandsspezifische empirische Zugänge? Empirie ist neben Theorie und Praxis das dritte Standbein von Wissenschaft und als solches unverzichtbar.

Es könnte sein, dass die systematische Evaluation religionspädagogischer Arbeit ein relevanter und gegenwärtig aussichtsreicher Weg ist, das empirische Defizit zumindest ansatzweise zu reduzieren und fachdidaktische Forschung in diesem Feld zu entwickeln. Aber man müsste das wollen und ausprobieren.

4. Evaluation – ein unbekanntes Feld?

Evaluation ist die mehr oder weniger systematische Darstellung, Analyse und Bewertung von Lehr-Lern-Prozessen. Es werden Antworten auf drei Grundfragen gesucht: (1) Was gibt es im Religionsunterricht zu lernen? (2) Wie gut ist der Unterricht? (3) Wie findet man das heraus? Die Klärung dieser Fragen ist nicht allein Sache distanzierter Forscher, sondern die Beteiligten, Lehrkräfte und SchülerInnen, sind selbst aktiv in Klärungsprozesse involviert. Die Reflexion und Selbstreflexion von Lehr- und Lernprozessen ist ebenso herausgefordert wie die Überprüfung an internen und externen Kriterien.

In dieser Tagung haben sich Frauen als Forscherinnen-Gruppe des Themas ‚Evaluation‘ angenommen und über unterschiedliche Aspekte gesprochen. Liegt weiblichen Wissenschaftlerinnen der Hang zur Praxis näher? Oder wird ihnen dieses Feld überlassen, solange es noch nicht Karriere fördernd ist? Das Thema ‚Evaluation von Bildungsstandards‘ ist im Panel der Frauen leider nicht bearbeitet worden. Die Frage ist noch gänzlich ungeklärt, wie religiöse Kompetenzen zu evaluieren sind, welche anspruchsvollen Aufgabenstellungen gebraucht werden, an deren Lösung erkennbar wird, was die Kinder bzw. Jugendlichen kennen, können, welche Einstellungen sie haben und ob sie zu eigenen Urteilen kommen. Das Thema müsste noch einmal neu und ausführlicher auf die Tagesordnung kommen.

5. Der Ort des Lernens und der Verständigung

Geistes-ArbeiterInnen tun meist – mehr oder weniger notgedrungen – so, als käme es auf den Ort, den Raum, den äußeren Rahmen ihres Denkens und Handelns nicht an, als sei Denken und Kommunizieren umso wertvoller, je ort- und zeitloser es sich gebärde: abstrakte Wahrheit muss unabhängig von Raum und Zeit gelten. Das mag so richtig sein, gilt jedoch nicht für die Prozesse, in denen Verständigung und Verstehen, Kommunikation, Aneignung und Diskurs von Wahrheiten eine Rolle spielen. Tagungsstätten, in denen Teilnehmende in festgeschraubter Hörsaalformation und bis in obere Brusthöhe eingeklemmt sitzen, Vortragende dagegen auf Podien erhöht und gestützt von einem Katheder frei über das Mikrofon verfügen, schaffen hierarchische Verhältnisse, schüchtern ein und fördern ungleiche Kommunikation. Tagungsdidaktisch wären vermutlich längere Phasen – gehend und stehend – in den Fluren fruchtbarer für die Auseinandersetzung gewesen.

Man sollte jedoch auch bedenken, welche Wirkung derartige räumliche Bedingungen in der Lehrerbildung haben. Wenn Lehrerstudenten die Vermittlung der für sie relevanten Inhalte ausschließlich in Hörsaal-Formation kennen gelernt haben, müssen sie dieses Arrangement für das Non-plus-ultra der praktischen Pädagogik halten. Ist das eine Erklärung für die Beharrlichkeit und Dominanz des unproduktiven, fragend-vermittelnden Unterrichts?

6. Perspektiven für künftige Forschung

Die Aufgabe der Verständigung über das, was es im Religionsunterricht zu lernen geben soll, wird der religionspädagogischen Fachdidaktik weiterhin und nachdrücklich gestellt bleiben. Es kann ihr nicht gleichgültig sein, was es wie und wozu mit welchen Ergebnissen im Religionsunterricht der Schule zu lernen gibt, wenn sie sich selbst nicht überflüssig machen will. Ein minimaler Konsens – auch bei Wahrung von vielfältig unterschiedlichen Möglichkeiten – sollte schon dabei herauskommen.

Vordringlich wäre ein lerntheoretisches Defizit zu bearbeiten: wie Kinder und Jugendliche in der Schule ‚Religion‘ lernen, welche Chancen zum Lernen sie überhaupt bekommen und in welchen Arrangements sie gut und sinnvoll lernen können, das ist noch vor allem empirisch zu klären. Vielleicht ist es dann auch möglich, zu unterscheiden, was und wie besser außerschulisch, informell, am anderen Ort, in kirchlich-gemeindlichen Zusammenhängen zu lernen ist.

Das wird man nicht gut individuell und allein machen können: Forschung in Zusammenarbeit mit anderen, im kooperativen Verbund, in Netzwerken bringen mehr Anregung und mehr Erfahrung zusammen und dadurch auch fundiertere Erträge.

Tagungen dieser Art sollten auch eine Gelegenheit sein, Kooperationen zu initiieren. Das Café ist für Vereinbarungen allerdings besser geeignet als der festgeschraubte Hörsaal.